Abonnementspreis
[illegible]

Redaktion
Zwingerstraße 22, II.
Sprechstunde
Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1799.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mindestens dreimaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens früh 10 Uhr in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends 7 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1799.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 191. | Dresden, Donnerstag den 18. August 1904. | 15. Jahrg.

Ein Abschnitt.

In dem blutigen Ringen, das seit mehr denn 6 Monaten im fernen Osten tobt, haben die letzten Tage einen scharfen Teilungsstrich gezogen. Die Vernichtung der russischen Flotte bedeutet den Abschluß einer Epoche in diesem Kriege — eine neue hebt an.

Seit den Seeschlachten von Port Arthur und Tsuschima gibt es keine russische Flotte in Ostasien mehr, kein zu kriegerischen Unternehmungen geeignetes kampffähiges Geschwader. Nur noch vereinzelte Schiffe, die auch schon die Verwüstung des Kampfes mehr oder minder an ihrem Leibe zeigen, deren Kraft nicht mehr erschüttert ist, sind bislang dem Schicksal der Vernichtung oder des ruhmlosen Versaufens im neutralen Hafen entgangen. Die übrigen Schiffe, die noch im Hafen von Port Arthur liegen, geraten jeden Tag mehr unter die Geschosse der japanischen Belagerungsgeschütze und dürften bald auch nur noch Wracks darstellen, die wenigen Flüchtlinge aber, die sich wirklich auf hohe See gerettet haben, laufen Gefahr, jeden Augenblick einer überlegenen japanischen Macht zu begegnen. Das Wladiwostokgeschwader ist schwer getroffen und besteht nur noch aus zwei erheblich beschädigten, auf längere Zeit für den aktiven Kampf unfähigen Kreuzern — es wird der japanischen Schiffahrt nicht mehr gefährlich werden, die Seeverbindung der japanischen Armee mit dem Insellande wird nicht mehr von ihm gestört werden können. Der Rest der Port Arthur-Flotte aber ist heute schon eine sichere Beute der Japaner. Wann sie ihnen effektiv in die Hände fällt, das ist zwar nicht zu bestimmen, aber es ist nur noch eine Frage der Zeit.

Rußland hat als Seemacht in Ostasien ausgespielt. Noch besitzt es zwar die baltische Flotte, aber mit ihrer Ausfahrt nach Ostasien, die schon mehrfach feierlich angesagt wurde, wird es wohl noch Weile haben. Was sollte die Flotte angesichts solcher Uebermacht an einer Küste beginnen, an der es keinen Stützpunkt mehr findet? Denn ehe diese Flotte in den ostasiatischen Gewässern anlangte, wäre Port Arthur gefallen. Es hieße Schiffe und Mannschaften geradezu den Japanern ausliefern, wenn sie der Zar jetzt auf eine Abenteuerfahrt nach dem Osten ...

Japan beherrscht das Meer. Und Rußland hat mehr als eine Schlacht verloren. In Verbindung mit den schweren Niederlagen zu Wasser steht die Verschlimmerung der Lage vor Port Arthur, auf das die Japaner nun gewaltige Massen werfen. Nach einer neueren Meldung ständen sie nur noch anderthalb Kilometer vor der Festung und ihre Stärke hätte 100 000 Mann erreicht. Dieser eisernen Umklammerung wird Port Arthur nicht mehr lange standhalten können, und die Berichte der russischen Telegraphenagentur, die noch immer Siegesgewißheit heucheln und die Uneinnehmbarkeit der Festung versichern, können wohl selbst die Leichtgläubigsten unter den Russen nicht mehr täuschen.

Rußland hat keine Aussicht, dieses Schicksal abzuwenden. Kuropatkin könnte selbst durch einen Erfolg bei Liaujang, der aber mehr wie einem Grunde unwahrscheinlich ist, Port Arthur nicht retten. Die Herrschaft über das Meer aber ist für lange Zeit unwiederbringlich dahin.

Die russische Flagge ist von den ostasiatischen Gewässern verschwunden, unbestritten beherrscht der Japaner die See. Unangreifbar in seinem Lande, in fester Position auf dem Festlande, die Rußland nur unter sehr schweren Opfern jemals ihm wieder zu entreißen erwarten könnte. Rußland hat nicht bloß eine Schlacht, es hat einen Feldzug verloren.

Was die russische Lotterwirtschaft vor dem Kriege und in den ersten Tagen des Krieges versäumt hat, das hat sich nicht wieder gut machen lassen. Die russische Flotte, die dem Japaner die Landung auf dem Festlande unmöglich machen sollte, wurde von den Japanern gleich zu Beginn mattgesetzt und konnte sich nur noch auf die Defensive beschränken, abgesehen von den Kaperfahrten der Wladiwostokflotte. Das vornehmste kostspieligste Werkzeug der russischen Weltpolitik, die Flotte, erwies sich als stumpf. Die ostasiatische Armee war nicht fertig. Es offenbarte sich, daß die gefürchtete russische Macht ein Humbug ist, daß selbst die Kraft des russischen Kolosses nicht ausreicht, ein Weltreich zu erbauen. Es zeigte sich, daß in der Stickluft des Absolutismus eine geordnete Verwaltung, Pflichtgefühl und wahre Vaterlandsliebe nicht gedeihen können. Gerade der Umstand, daß die Japaner siegen, weil die Russen nicht fertig, nicht bereit waren, hebt die russischen Niederlagen über den Bereich der von vielen Zufälligkeiten abhängenden Kriegsereignisse hinaus, zeigt sie uns als natürliche Folgen des russischen Gewaltsystems.

Das vornehmste Mittel dieses Gewaltsystems nach außen, die Flotte, ist zertrümmert. Und mit ihr die Stellung, die Rußland in der Welt einnahm. Im Wettlauf um die Macht wird Rußland auf Jahre hinaus gelähmt sein. Aber das russische Volk hat deshalb keinen Anlaß zur Trauer. Die Weltpolitik ist die Politik der herrschenden Klasse, ist die Politik des russischen Absolutismus; ihr Glanz war der seine. Bricht die Weltpolitik des Zarismus zusammen, so erblindet auch der Glorienschein, der ihn in den Augen seiner eigenen unterdrückten Untertanen verklärt. Kann der Zar fremde Völker nicht mehr knechten, so wird bald auch im Innern die Knutenherrschaft zusammenbrechen müssen. Das russische Volk hat nichts verloren, aber der russische Absolutismus hat mehr als eine Schlacht verloren.

Politische Uebersicht.

Hammerstein in den Mirbachfluten.

Die Mirbachwässerlein nehmen so allgemach die grautrübe Farbe greulicher Langweiligkeit an. Trotzdem ist der gewissenhafte Chronist verpflichtet, von den neuesten Stadien und Entwicklungen der wenig sauberen Affäre Notiz zu nehmen. Als Beitrag zur Psychologie der Stillen im Lande haben sie immerhin einiges Interesse. Und schon wieder zeigt sich ein bedenkliche Steigen der Flut. Durch sein Rundschreiben an die Oberpräsidenten über die Sammlungen zur Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche hat Mirbach politische Kreise mit in seine Affäre hineingezogen, jetzt scheint es, als sei auch der Minister des Innern Herr v. Hammerstein bis an die Knie in die Mirbachwässerlein gestolpert, ohne daß seine Strümpfe rein und fleckenlos geblieben wären.

Allerdings ist die Mitteilung der Berliner Morgenpost, das Schreiben Mirbachs habe dem Minister des Innern vorgelegen, offiziös dementiert worden. Auf dieses Dementi antwortet das anscheinend gut informierte Leipziger Tageblatt nun mit folgender Darstellung des Sachverhalts:

„Vor einigen Jahren wurde im Kirchenbauverein der Gedanke angeregt, die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche anläßlich der silbernen Hochzeit der Majestäten mit dem oft erwähnten künstlerischen Schmuck auszustatten. Die Kosten wurden ungefähr auf 900 000 M. veranschlagt. Die Aufgabe, die Summe aufzubringen, fiel gewissermaßen Herrn v. Mirbach, dessen Wirken jedermann in diesem Kreise kannte und schätzte, ganz von selbst zu. Der Oberhofmeister ließ von vornherein darüber **keinen Zweifel, daß er der Mithilfe des Ministers des Innern und der Oberpräsidenten**, die fast alle dem Verein angehörten, insofern bedürfen werde, als diese hohen Beamten ja am besten imstande seien, ihn auf Persönlichkeiten ihrer Provinz hinzuweisen, die sich gern an der Gabe beteiligen würden. Seine Anregung fand, wie dies nicht anders zu erwarten war, **die volle Billigung des Herrn v. Hammerstein.** Der Oberhofmeister wendete sich dann auch wirklich später brieflich an die Oberpräsidenten, indessen blieb der private nichtamtliche Charakter der Sammlung streng gewahrt. Weder der Absender noch die Empfänger faßten den Vorgang dahin auf, daß durch die Stellung der Oberpräsidenten ein Druck ausgeübt werden solle. Der beste Beweis dafür, daß dies in der Tat nicht geschah, ist das Faktum, daß die eingeleitete Aktion ein keineswegs befriedigendes Ergebnis hatte. Das Schreiben des Herrn v. Mirbach hatte — die Morgenpost ist in dieser Hinsicht formell im Unrecht und falsch unterrichtet — Herrn v. Hammerstein nicht vorgelegen.

Nachdem nun das Gelingen des Planes so in Frage gestellt schien, teilte Herr v. Mirbach dem Minister des Innern mit, daß die bisher erzielten Resultate keineswegs befriedigend seien. Herr **v. Hammerstein** empfand es augenscheinlich schwer, daß das schöne Werk nicht zu einem guten Ende geführt werden sollte und er **erließ nun ein amtliches Schreiben an die Oberpräsidenten**, in welchem das, was Herr v. Mirbach privatim versucht hatte, **die dienstliche Unterstützung des Ministers fand.**"

Trifft diese Darstellung zu, so bleibt die Erklärung des Ministers im Abgeordnetenhause vom 30. Juni, er sei über die „Teilnahme" der Oberpräsidenten am „Sammeln" nicht informiert und müsse erst Erhebungen anstellen, ein dunkles Rätsel. Eine Bestätigung der Darstellung des Leipziger Tageblattes scheint in der Tatsache zu liegen, daß nach dem ersten Mißerfolg der Kirchenbauschnorrerei das Sammeln von Beiträgen durch die Landräte ganz im Geiste Mirbachs erfolgte.

Jetzt ist die Reihe an dem Minister, zu sprechen. Ein Schweigen nach der „vornehmen Manier" des Herrn Oberhofmeisters würde ihn bis auf die Knochen kompromittieren; unter der Voraussetzung, daß die Angaben des Leipziger Tageblattes richtig sind, würde man nur zu dem Schlusse kommen können: Hammerstein hat sich „drücken" wollen, um „peinliche" Erörterungen" zu vermeiden.

Inzwischen ist die Liste der Taten des hohen Kirchenbaugelder-Sammlers um eine neue bereichert worden. Einen neuen Briefwechsel in Mirbach-Angelegenheiten veröffentlicht Herr Dr. Leipziger im Roland von Berlin. Dr. Leipziger hatte, wie er früher mitgeteilt hat, eine Beschreibung der Reise des Kaisers und der Kaiserin nach Palästina auf seine Kosten drucken lassen und den Gesamterlös zu „Wohltätigkeitszwecken" bestimmt. Nun ist inzwischen seine Veröffentlichung über seine Beziehungen zum Freiherrn v. Mirbach erschienen. Einige Zeit darauf erhielt Dr. Leipziger ein Schrei-

---

[illegible] Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Das schlafende Heer.

Roman
von
Clara Viebig.

Als Doleschal noch einmal den Kopf wandte, sah er sie schon ganz weit. Nun ja, sie mußten eilen, wenn sie den Nachtzug treffen wollten, mit dem auch er nach Berlin gefahren war! Da er glaubte ein Lachen zu vernehmen, das ihn höhnte, ein boshaftes Lachen, das ihm im Ohre blieb, wenn auch die wachsende Entfernung zwischen ihm und jenem Wagen längst jeden Laut verschlungen haben mußte.

Der Bogen des Friedens war verschwunden.

Mit einer jener Vorahnungen, die unabweislich Unangenehmes künden und wie Frostschauer die Seele überhauchen, drückte sich Doleschal wieder fester in seine Wagenecke. Den Paletot, den er vorhin aufgeknöpft hatte, knöpfte er jetzt wieder zu. Es zuckte nervös in seinem Gesicht, und er kaute an den Schnurrbartenden. Brütend schaute er in sich hinein: daß man doch nie, nie sich hier harmlos und ungestört an etwas erfreuen konnte! Immer fiel etwas nieder, wie jetzt die nahende Dämmerung auf die sonnbeglänzte Flur.

Schatten krochen über die Ebene, das Grün der Saaten wurde grau, der farbige Zauberschein hinterm Lysa Góra hatte sich zu Wolken verdichtet, die zerfetzt vom Abendwind, drohend gleich Ungetümen mit Schwertern und Spießen, das verlöschende Sonnenrot des Himmels umstanden.

Horch, wer konnte hier so lachen?! Wer hatte hier noch den Mut dazu?!

Ein fröhliches Mädchenlachen war's, das Doleschal aufhorchen ließ. Langsam war sein Wagen weitergekrochen; nun kam man unweit des Luchs, wo die Grenze sich zieht zwischen Przybrowo und Riemezyce. Aus der Richtung von Przyborowo galoppierten zwei Pferde heran, eine kleine Schecke voran, ein großer Brauner hinterdrein. Das war wie eine Jagd. Lang streckten sich die Pferdeleiber, die Hufe flogen. Und nun erscholl wieder das Mädchenlachen, übermütig hell. Vor dem Mietswagen her, so dicht, daß dessen Gäule zurückprallten, setzten die beiden sich jagenden Pferde über die Straße. Ein Reitkleid flatterte um eine ganz jugendlich-schlanke Gestalt, blonde Zöpfe flogen wild, und hinterdrein — da — war das nicht der Inspektor Schulz, der dem Fräulein nachsetzte, vornüber auf den Hals seines Pferdes gelegt, die Hand ausgestreckt, um das flatternde Reitkleid zu fassen?! Auf die Weiden am Luch, die wie eine dichte Schutzwand gegen den Acker standen, ging's zu.

„Psia krew!" Der Kutscher hielt an und deutete, vielsagend schmunzelnd, mit dem Peitschenstiel.

Das helle Mädchenlachen war plötzlich in einen hellen Aufschrei übergegangen — war der ängstlich oder —?! Der große Braune hatte die kleine Schecke jetzt eingeholt. Warum diese Jagd?! Warum dieser — dieser Aufschrei?! Und jetzt —?! Die Mauer der Weiden hielt die Gestalten verdeckt, das Pferdegetrappel war verstummt, die Mädchenstimme ließ sich nicht wieder hören. Es war ganz still geworden.

„Voran!" herrschte Doleschal seinen Kutscher an; das Schmunzeln des Mannes dünkte ihn auf einmal ganz infam. Er wurde rot darüber. Was dachte sich dieser Kerl? Was wagte er sich zu denken?! Unverschämt! Er durfte sich nichts denken! Ein Zorn überkam jäh den Herrn von Deutschau und zugleich eine Scham: waren ihm denn nicht selber Gedanken aufgestiegen, die —

„Pfui!" Er sagte es laut, ein Unwille gegen sich selber überkam ihn. War er auch wie der gewöhnliche Mann, der sofort Gemeines voraussetzt? Nein, hier handelte es sich nur um ein ganz ausgelassenes, junges Mädchen, das, froh, der Gouvernante entronnen zu sein, sich einmal austobte. Das Lachen war so unbefangen gewesen, so kindlich hell! Aber der Aufschrei — dieser Aufschrei?! Grübelnd schloß Doleschal die Augen.

In dieser Einsamkeit, bei diesem Aufwachsen unter der Kreatur, diesem täglichen Sehen des Miteinanders von Knechten und Mägden, die sich wahrhaftig nicht genierten, war es da nicht möglich, daß — bah, Torheit! Kinderaugen, reine Augen sehen nichts! Aber dieser Inspektor?! Lag nicht etwas Brutales in dessen hübschem Gesicht?! Ein Mißtrauen hielt Doleschal gepackt und peinigte ihn. Wie konnte man nur sein Kind diesem Menschen anvertrauen? Alle Antipathie abgerechnet, und wenn da auch sonst nichts, nichts irgendwie Bedenkliches vorläge, das schickte sich doch nicht. Man durfte seine Tochter nicht einem Blick aussetzen, wie der ihr heute geworden war, von dem Kerl da auf dem Bock, und auch nicht solchem Schmunzeln!

Er mußte das Kestner sagen. Freilich, eine angenehme Mission war es nicht. Aber das junge Mädchen, das halbe Kind, war seines Freundes Paul Schwester, die Tochter seines Nachbarn, die Tochter eines Standesgenossen, die Tochter eines Deutschen! Er mußte dem Vater Mitteilung machen von diesem Ausritt. Kestner konnte ihm ja nur dankbar sein. Vielleicht, daß er gar keine Ahnung von dieser Vertraulichkeit zwischen dem Inspektor und seiner Tochter hatte? Nun, dann war's um so nötiger! —

Doleschal kam nicht heiter zu Hause an. Ein weich behauchter Vorfrühlingsabend lag zwar über Hof und Park, aber der Heimkehrende hatte doch die Empfindung, als ob es noch Winter sei. Helene, durch sein Kommen aufs freudigste überrascht, hatte ihn innig in die Arme geschlossen, aber die Küsse, die sie ihm warm auf Wangen und Mund, auf Stirn und Augen drückte, entzündeten ihn nicht; auch sie dünkten ihn kalt. Hatte Helene ihn vermißt, wirklich sehr vermißt?!

„Ja, ja!" Sie nickte eifrig. Und die Knaben, die mit glühenden Wangen um ihn herumstanden, nickten ebenso eifrig mit. Ein Licht glomm ihm entgegen aus den Augen seiner Lieben, aber ein Dämon beherrschte ihn, der befahl: lösche es aus, lösche es aus!

„Ich wünschte, ich wäre noch fortgeblieben," sagte er selbstquälerisch, „ihr kommt ja ganz gut zurecht ohne mich, und ich habe hier nichts als Widrigkeiten!"

„Um Gottes willen," sagte Helene langsam. Ihr Blick wurde traurig; hinter ihn tretend und beide Arme um seinen Hals legend und ihre Wange auf seinen Scheitel, wie sie so gern zu tun pflegte, weinte sie, und er fühlte ihre Tränen warm

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19040818/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG